

András Visky: „Die Aussiedlung“

Freiheit im Lager

Von Jörg Plath

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 31.10.2025

Der Vater, ein Pastor, wird 1958 von den rumänischen Stalinisten zu 22 Jahren Gefängnis verurteilt, die Mutter mit sieben Kindern „ausgesiedelt“ in die Lager in der Steppe. Doch Sippenhaft, Erdhöhlen, Hunger und Gewalt zerstören das Glück dieser tiefläufigen und liebevollen Familie nicht.

Noch ein Roman ohne einen Punkt, mit langen Satzperioden und aus dem Ungarischen! András Viskys „Die Aussiedlung“ erinnert in manchem frappant an das letzte Buch des frisch gekürten Nobelpreisträgers László Krasznahorkai.

Und nicht nur an ihn. „Die Aussiedlung“ gehört auch zur ungarischen Lagerliteratur, ist ein Roman, dessen Verfasser ein persönliches und historisches Trauma erleben musste, und einer, in dem das Lager die Welt außerhalb erkennen lässt – weshalb Viskys „Die Aussiedlung“ über „den rumänischen Gulag“ ungarische Kritiker an Imre Kertész' „Roman eines Schicksallosen“ erinnerte, der die Erinnerung an Auschwitz und das Bild des Vernichtungslagers revolutioniert hat. Gleich zwei ungarische Literaturnobelpreisträger und ihre Werke flankieren also das Romandebüt von András Visky – einen stärkeren Auftritt kann man sich kaum vorstellen.

András Visky

Die Aussiedlung

Aus dem Ungarischen von Timea Tanko

Suhrkamp Verlag

456 Seiten

30 Euro

Die berüchtigten Lager des Bărăgan

„Die Aussiedlung“ erzählt von der Zerschlagung einer Familie durch die rumänischen Stalinisten. Der reformierte Pastor Ferenc Visky, der Vater des Autors, wird 1958 von der Securitate gefoltert und zu 22 Jahren Gefängnis verurteilt, nachdem er auf der Kanzel für die Herrschaft Gottes eingetreten ist. Und auch, weil er und seine Familie der ungarischen Minderheit in Siebenbürgen angehören. Ferenc Visky wird an einem unbekannten Ort inhaftiert und ist vielleicht schon exekutiert worden, als im Jahr darauf seine Frau Júlia und ihre sieben Kinder in die berüchtigten Lager des Bărăgan verbannt werden. Die Aussiedlung ist eine Deportation in die südöstliche Tiefebene an der Donau.

Bevor András Visky, Ferenc' und Júlias Sohn, allerdings von Folter, Gefängnis und Lager erzählt, singt er ein Hohelied der Liebe. Das Buch hebt an mit einer jungen Frau, der Waise Nényu, die beschließt, sich der Familie Visky anzuschließen, und von ihrem Entschluss auch durch härtestes „Bibelpoker“ des Pastors – so nennt der Erzähler dessen Eigenart, spontan zahlreiche Zitate aus dem Heiligen Buch anzuführen – nicht abzubringen ist.

„ein reiner und unbefleckter Gottesdienst ist die Aufnahme der Fremdlinge und Waisen, hier gibt es nichts zu überlegen, und nicht, weil es eine heilige Schrift aus der Heiligen Schrift ist, sondern weil es in dieser Frage nichts abzuwägen gibt, die Fremdlinge und Waisen, die wir sind, nehmen die Fremdlinge und Waisen auf, die wir sein werden, das war noch nie anders, seit die Welt besteht, und die Welt wird so lange bestehen, solange es auf diese Frage nur eine Antwort gibt, (...) doch wie die Zeit verging, wurde dieser Fremdling, diese Waise immer weniger sichtbar, aber sie machte sich nicht mit dem jahrhundertealten Instinkt der Dienerschaft unsichtbar, vielmehr nahm sie am Leben der Familie teil, als hätte sie schon immer zu ihr gehört (...), sie verhielt sich wie jemand, der heimgekehrt und nun zu Hause ist, und daran etwas ändern zu wollen, lohnt sich nicht, da es ohnehin unmöglich wäre“

Göttliche Zusammenhänge

Die eine Frau, Nényu, wird dank der Nächstenliebe Mitglied der Familie, die andere trägt den Namen einer großen Geliebten nicht umsonst – Júlia wird mit einer an Blasphemie grenzenden Kraft vom Ehemann und Pastor geliebt.

„unser Vater liebte unsere Mutter aus ganzem Herzen, ganzer Seele und mit aller Kraft seines Körpers, so wie es das erste Gebot vorschreibt, nur dass das Gesetz gebietet, mit dieser Liebe den Ewigen zu lieben, unser Vater aber hatte beim ersten Gebot der Liebe nicht Gott, sondern unsere Mutter vor Augen, bei den strengen Worten des Gesetzes musste er nicht nur in einem fort an unsere Mutter denken, sondern er spürte sie in jeder Zelle seines Körpers, ihren duftenden Hals, ihre wogenden Hüften und den herrlichen Busen, und das brachte ihn immer in Verlegenheit, (...) zum Beispiel hatte er nie etwas wie den Blick unserer Mutter gesehen, sie vermeinte überall, überall, überall, selbst in der rapiden Vermehrung der frischgebackenen Kommunisten in Nagyszalonta, göttliche Zusammenhänge zu entdecken, diese freie Abhängigkeit und Zugehörigkeit, so dachte unser Vater, mochte der Grund dafür sein, dass sich in den Winkeln ihrer feingeschnittenen Lippen immer ein spielerisches, ja, ausgesprochen schelmisches Lächeln verbarg, (...) das sich, wenn er es mit den Lippen oder der Zungenspitze berührte und so auch die Zunge unserer Mutter aus ihrem Versteck lockte, mit Musik und den Farben des Regenbogens füllte“

Die Höhle der Füchse

Der den Mitmenschen wie Nényu gegenüber gelebte Gottesdienst und die mit der Ehefrau Júlia praktizierte Gottesliebe – sie beide werden von Folter, Gefängnis und Lager durchkreuzt. Der Lagerroman beginnt mit einem Exkurs über irdische und himmlische Liebe. Danach finden die Deportierten keine freie Baracke und müssen zunächst in einer Erdhöhle Logis nehmen, wo sie ihren Kopf neben den Füchsen betten, heißt es doch im Matthäusevangelium:

„Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester, aber der Menschensohn hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“

Es sei denn die Höhle der Füchse.

Die Viskys sind nun vertrieben aus dem Paradies, in dem der Vater Gott in der Mutter erfuhr wie sie den Herrn in ihm. Man könnte auch sagen: Die Familie ist wie das jüdische Volk in babylonische Gefangenschaft geraten. Das „heilige Drehbuch“ ist reich an weiteren

Analogien, die nicht bescheidener ausfallen müssen: Der große Bruder des Erzählers taucht schlotternd und nass wieder auf, nachdem er beim Spiel am angeschwollenen Bach ausgerutscht ist, und behauptet, er sei auf dem Wasser gegangen. Dem Achtjährigen trägt der Jesusvergleich eine saftige Ohrfeige der Mutter ein. Zu einer unbezweifelbaren Pfingsterscheinung kommt es in der Baracke trotzdem und zu noch mehr: Júlia stirbt entkräftet, aber die Kinder geben nicht auf und suchen sie in der „Morga“ des Krankenhauses.

„der Flur des Kellergeschosses verzweigte sich in drei Richtungen, Pál und István gingen nach links, ich und Bruder Ferenc geradeaus und die Mädchen mit Péter nach rechts, wir hielten die Kerzen an die Gesichter der Toten, das heiße Wachs tropfte ihnen auf die Stirn, sie sahen uns mit glanzlosen Augen an, aus den offenen Mündern flogen aufgeschreckte Fliegen, verstört schwirrten sie im zuckenden Kerzenlicht umher, Ferenc stolperte über das Bein eines Betonbettes und hielt sich an einer herunterhängenden Hand fest, ich hab sie!, rief er, Mama, wir sind hier!, wir sind da, um dich zu holen!, (...) kommt her, ich halte ihre Hand, da stellte ich mich auf die Zehenspitzen, beleuchtete das Gesicht der Toten, ja, es war unsere Mutter, (...) es wurde still, die Kerzen beleuchteten den kleinen Körper unserer Mutter, mir kam der Gedanke, dass ich mich auf dieser kühlen Leichentrage bequem neben sie legen könnte, da holte sie plötzlich tief Luft, atmete mit zitternder Lunge aus, es war wie ein Stöhnen, Bruder Pál legte das Ohr an ihre Brust, es bewegt sich, sagte er, ihr Herz bewegt sich!, unsere Mutter öffnete die Augen, sah uns an, endlich, meine kleinen Sperlinge, endlich seid ihr da, um mich zu holen, sagte sie, lasst uns gehen“

Gott auf Amtsrumanisch

Die Auferstehung ist den Kindern – ebenso wie die Sperlinge – aus dem Evangelium vertraut und keines Aufhebens wert. Ihr Lagerdasein ist eingefasst von einer Welt der Gottesgewissheit. Das zeigt ja auch der Deportationsbeschluss des Innenministeriums. Der Zwangswohnsitz im Lager heißt nämlich auf Rumänisch „domiciliu obligatoriu“, abgekürzt D.O. [lies: D Punkt O Punkt]. Die Buchstaben werden als deo gelesen, also: Gott. Daher erzählt „Die Aussiedlung“ auf seltsam gleichmütige Weise von den Lagern Răchitoasa, Lătești und Temesvár-Freidorf, deren Insassen durch Kälte, Hitze, Unterernährung, Zwangsarbeit, Krankheiten und Grausamkeiten aller Art umgebracht werden sollen, wenn sie sich nicht gleich in die Donau werfen oder in sie hineingeschossen werden.

„der wievielte Winter ist es?, ich weiß es nicht, der zweite?, aus einem Winter, scheint es, stürzten wir in den nächsten, hinein in den großen, weichen Schnee, vielleicht ist es dieser schneidende Wind, er bläst uns aus einem Winter in den nächsten, Dämonen mit Krallen an den Flügeln fliegen heulend über das Flachland, zerren die Seelen, die auf die Auferstehung warten, aus den Gräbern und jagen sie, Nényu sagt, es ist der dritte Winter, da ihr jeden Winter eine Zehe abfriert, immer die gerade kleinste, seht ihr, ihr könnt nachzählen, symmetrisches Abfrieren, das nennt man Spiegelsymmetrie, sagt Bruder István, während er eingehend ihre verstümmelten Füße betrachtet, aber letztes Jahr sind dir zwei, das heißt vier Zehen abgefroren, Nényu, stellt Schwester Máriamagdolna fest, die sich gerade mit Rechenaufgaben plagt, wieso vier?, fragt Nényu verwundert, ich zähle, sagt sie, nur die heiteren Stunden“

Es gibt die anderen Stunden, aber sie erscheinen meist nur im Spiegel der heiteren. Etwa wenn die Kinder „Tränenwettbewerbe“ veranstalten und Sieger küren. Wenn sie im grimmigsten Winter nicht verzagen, sondern unter der dichten Schneedecke Brennbares suchen, übersehene Maisstängel, die ohne Wärme kurz aufflackern. Der Hoffnung aber verfallen sie nicht. Schon im von Imre Kertész entlehnten Motto des Romans heißt es, „dass die Hoffnung das Instrument des Bösen ist“. Außerhalb des Lagers ist auf keine Freiheit zu hoffen – daher sind die Deos der Familie Visky nur im Lager frei und glücklich. Obwohl der Erzähler nie ein Gefängnis gesehen hat, kann er es sich gut vorstellen, ...

„vielleicht, weil wir mit diesem Wissen geboren werden und das Gefängnis schon immer in uns ist, in uns allen“

Schrullige Schatten

Die Mit-„Deos“ im Lager sind recht illuster. Da ist die Witwe des Führers der faschistischen Eisernen Garde, Elena Zelea-Codreanu, die Frau des rumänischen Staatsoberhauptes im Zweiten Weltkrieg, Maria Antonescu, eine berühmte Pilotin namens Nadia Russo und Paul Goma, ein später als „rumänischer Solschenizyn“ bekannter Schriftsteller, dessen Bücher Anfang der 1970er Jahre jener Verlag veröffentlichte, in dem nun Viskys „Aussiedung“ erscheint – Suhrkamp. Auch den einen oder anderen in Machtkämpfen zu Fall gekommenen Kommunisten gibt es. Viele Deportierte gleichen schrulligen Schatten ihrer selbst. Gefährliche und Verrufene gibt es auch, aber der Erzähler wirft nicht den ersten Stein. Mit heiterem Staunen schildert er lieber die flottierende männliche Libido, die scharenweise Heiratsanträge in geliehenen, unvollständigen Anzügen produziert. Diese Antragsteller vermag die schöne Júlia immerhin zu trösten, anders als die Lagerwachen, von deren Heiratsanträgen der Erzähler allerdings nichts zu erzählen weiß, dafür von einer Ohnmacht seiner Mutter und einem nach dem Erwachen verzweifelt gesuchten BH:

„sie müsse keine Angst haben, wenn auch sie ins Gefängnis käme, würden sich der Staat, die Partei und die Regierung schon um die Erziehung ihrer Kinder kümmern, sagte er, aus Waisen werden die besten Parteisoldaten, wie der Volksmund sagt, die Diktatur des Proletariats lässt niemanden zurück, und Ihren BH brauche Sie nicht zu suchen, den hat der Genosse Major zur Erinnerung eingesteckt, er habe eine Schwäche für Jersey, sagte Alex, Sie können sich anziehen und gehen, für heute war's das“

Atemzüge

András Viskys Erzähler trägt seinen Namen, ist das siebte Kind und verspricht, alles aufzuschreiben, um die Mutter zu rächen. Seine Geschwister allerdings regt der biblische Wortschatz des Kleinen auf, auch seine Eloquenz und Erfindungsgabe. Denn András hält alles fest, was er sieht und hört, ebenso das, was er nicht wahrgenommen haben kann, weil er entweder der „gerade aktueller Säugling“ ist, wie er sich einmal nennt, oder weil er noch gar nicht geboren worden ist. Visky hat nicht nur Laurence Sternes Roman mit dem vergleichbar weitsichtigen Tristram Shandy gelesen, auch Martin Bonhoeffers Briefe, die Lagerliteratur und Péter Esterházy's „Harmonia Caelestis“, die himmlische Harmonie, dessen zweiter Teil ebenfalls von einer „Aussiedlung“ handelt und ebenfalls aus nummerierten Texten besteht. Bei Visky hat man jedoch den Eindruck, die kurzen, oft anekdotischen

Minikapitel nähmen nicht nur Maß an der Bibel, sie glichen auch, wie es im Klappentext heißt, Atemzügen. Als würde das Geschehene belebt.

Nach der Form für seine Kindheitserinnerungen habe der 1967 geborene Autor, schreibt Tamás Kisantal in der Literaturzeitschrift Jelenkor, lange gesucht. Visky ist Dramaturg am Ungarischen Theater der nordrumänischen Stadt Cluj-Napoca und verfasste eine große Zahl von Stücken, Gedichten und Essays. Schon 2003 erzählt er in „Júlia – Dialog über die Liebe“ von der Deportation der Familie. 19 Jahre dauerte es dann noch, bis der Roman in Ungarn erscheinen konnte. Er ist der erste Band einer Trilogie, der zweite ist gerade erschienen unter dem Titel „Illegalisták“, Die Illegalen. Er soll, so heißt es, die Vor- und Nachgeschichte von „Die Aussiedlung“ erzählen.

Das überrascht ein wenig. Denn Viskys überwältigender Roman, von Timea Tanko kein bisschen biblisch ehrwürdig, vielmehr lebendig, mit hervorbrechendem mündlichem Witz übersetzt, zerfasert leider gegen Ende. Der Vater wird überraschend aus dem Gefängnis entlassen, und die Familie, die im Lager blieb nach der Freilassung, weil sie keine Heimat mehr hatte, eilt ihm entgegen. Die Rückkehr des Vaters, der keinen Zahn mehr besitzt und wie Lazarus riecht, ist eine Erlösung. Doch plötzlich verfliegen die Jahre schnell, die Minikapitel scheinen an Dringlichkeit zu verlieren, und das Kind, das der Erzähler eben noch war, wird mit einem Mal eingezogen zum Militär. Es ist kein Zufall, dass der Erzähler unmittelbar vor der umwälzenden Rückkehr des Vaters noch einmal das zentrale Paradox aufruft: die – relative – Freiheit im Lager.

Geborgen in Gott

„ich (...) lauschte dem Gesang, (...) es musste ein Psalm sein, ich habe dich einen kleinen Augenblick verlassen, aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich sammeln, nein, das ist kein Psalm, ich habe es, der Prophet Jesaja, ich erinnere mich, unsere Mutter hat uns diese Stelle im Lager Lătești oft vorgelesen, das ist unsere Geschichte, fügte sie immer hinzu, egal, wie viele Jahre die Gefangenschaft dauert, es ist nur ein Augenblick, denn nur die Freiheit verfügt über eine wahre Dauer, vom Propheten Jesaja verstehen wir nun wirklich alles, nur wissen wir nicht, was Augenblick bedeutet, wenn ein Tag ist wie tausend Jahre, auch wissen wir nicht, ob es den Augenblick überhaupt gibt, denn wenn nicht, sagte Mutter, dann gibt es auch die Freiheit nicht und auch den Ewigen nicht, (...) auch wenn wir ihn im Lager lieb gewonnen haben wie ein unsichtbares, aber freundlich zu uns sprechendes Familienmitglied, er müsse entscheiden, ob es ihn gibt oder nicht, das Einzige, was wir vielleicht doch tun können, ist, sagte Mutter damals in Lătești, dass wir seine Geschichte vorlesen und für ihn oder statt seiner singen, (...) wann immer möglich, aber wir können uns nicht an seiner Stelle schämen, wenn es ihn nicht gibt, auch dann nicht, falls es ihn vielleicht doch geben sollte“

Die Szene über die Geborgenheit im Glauben an Gott, ob er nun existiert oder nicht, als Voraussetzung der Freiheit ist eindrücklich und kraftvoll – und sie speist sich aus der Erinnerung. Dann tritt in einer berührenden Szene der Vater in den Kreis der Familie, und mit einem Mal fehlt die Spannung zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen, die das Buch unterscheidet von anderen Lagerromanen und der András Visky davor 400 leuchtende und überaus beeindruckende Seiten abgewonnen hat. Interessanterweise hat er erzählt, dass

das Originalmanuskript die Rückkehr des Vaters nicht enthielt. Seine Lektorin habe ihn darum gebeten.